

# DAS BILD DER ANTIKE BEI DEN DEUTSCHEN.

## DIE GÖTTER.

### GEIST DER ALTEN RELIGIONEN.

Alles war, was im religiösen Denken der griechischen Völker unter so mannigfaltigen Formen immer wiederkehrt, im wesentlichen nichts anderes, als eine Vergötterung der leiblichen Natur. Die lebendigen Elemente, was sie so nannten, Luft, Feuer, Wasser und Erde, in ihrer Wechselwirkung und in ihrem Einfluß auf den Menschen, die auffallendsten Erscheinungen im Tierreiche, die Merkwürdigkeiten der Pflanzenwelt, daneben besonders Sonne und Mond, die Planeten nebst einigen anderen ausgezeichneten Sternen und noch der Sirius: das waren die Dinge, die der Grieche verehrte und die er zur Grundlage und zum Inhalte von tausend und tausend Fabeln machte. Physisch war fast seine ganze Religion, die öffentliche wie die geheime. Auf das eigentümliche Sein der natürlichen Dinge, auf ihr Bestehen und Leben im Reflex des Menschengeistes: darauf bezog sich alles religiöse Tun und Denken. Der Gottesdienst heiligte in diesem Kreise alles. Selbst das Kleinste verschmähte er nicht. Es war da nichts zu klein und zu geringfügig. In diesem magischen Schimmer lebendiger Einbildung ward jedes physische Dasein, Regen und Weben abgestrahlt. Es war eine Religion der Phantasie. Lichtzeit, Schattenzeit und das Jahr in seinem wechselnden Laufe, Sonnen- und Mondperioden mit den daran hängenden Veränderungen, mit Saat und Ernte, diese bildeten den immer wiederkehrenden Kreis der Feste. Naturgeister wurden erschaffen, Sternengeister, Luft-, Erd-, Wasser- und Feuergeister, die dann wieder, in einzelne Strahlen zerlegt, zu einer unübersehbaren Zahl von Göttern und götterähnlichen Wesen anwuchsen. In ihren Beziehungen zueinander wurden die Gesetze des physischen Lebens aufgefaßt, wie sie sich dem offenen Natursinne darbieten konnten. Auf der Höhe der Körperwelt, im Organischen, ward die Zeugung der Mittelpunkt des religiösen Ahnens, Glaubens und Bildens. Und im Natürlichen war nichts zu geheim, es ward ans Licht gezogen und in Bild und Gestalt vor Augen gestellt. Was der Kulturmensch im gesellschaftlichen Leben verschämt und besorglich verbirgt, ward vom geraden Sinne des Naturmenschen im Namen und Abbild religiös ergriffen und dem öffentlichen Dienste geheiligt. In diesem ganzen immanenten Glauben, daß ich so spreche, in diesem Glauben, der den Gott in die Natur setzt und mit ihr identifiziert, sodann bei der freieren Lebensweise südlicher Völker, zumal der Griechen, dort konnten jene Unterscheidungen von schicklich und unschicklich, des Gottes würdig und unwürdig, wie sie sich erst unter ganz anderen Lebensansichten und historischen Ereignissen für uns fest-

gesetzt haben, gar nicht aufkommen. Daher jene Nationen in ihren Religionen viel unschuldiger solche sinnliche Göttergeschichten und Bilder haben konnten, als zum Beispiel die Römer in der Kaiserzeit und als die neueren Europäer. Die Götterwelt der griechischen Bildnerei beruht auf demselben physischen Grunde. Sie führte aber von da aus beträchtlich weiter, läuterte die Phantasie und steigerte die religiösen Vorstellungen. Hier war eine jede Göttergestalt ein Körpergeist. In einer schönen Individualität das eigentümliche Wesen der ganzen Art, und, sozusagen, durch die Oberfläche des leiblichen Erscheinens das innere Bestehen, wie auf dem Grunde, zu erblicken, das war das eigentümliche Bestreben des griechischen Künstlers. Damit ist ein bedeutender Fortschritt getan. In dieser plastischen Darstellung des Göttlichen ward nun nicht mehr die Natur in ihren individuellsten Äußerungen genommen und als solche vergöttert. Das Einzelne mußte mehr und mehr gegen das Allgemeine zurücktreten. Was nicht zur wahren Wesenheit des Körperlichen, zum eigentlichen Sein der Menschengestalt gehörte, ward abgetan und dahinten gelassen. Es ward als Schranke und Hindernis des wahren leiblichen Daseins erkannt. Das Gesetz selbst sollte verkörpert werden, welches die bildende Natur in der Menschenform befolgt hatte. Nicht was dem leiblichen Auge erschien, sondern was das Auge des Geistes in der Tiefe der Menschengestalt sah, ward vom Künstler gebildet. Es war eine Idee, die der griechische Bildner vom Körper ausgehend suchte und erstrebte. Es war ein Geistiges im Leiblichen, ein Körpergeist. Selbst die höchsten Eigenschaften der Götter, Macht, Weisheit und Güte, mußten hier einen Leib anziehen und im Sichtbaren anbetungswürdig werden.

Diese Eigenschaften schaute der Grieche auch in den Werken seiner Dichter an. Auch in den Göttergeschichten sah er sie. Götterähnlich an Kraft, Schönheit, Güte, Weisheit waren die Heroen, jene Söhne oder Abbilder der großen Götter. Die Heldengeschichte zeigte dem Griechen, wie diese Edlen der Vorzeit kein anderes Bestreben gekannt hatten, als das Göttliche zu tun, und durch Ringen und Kämpfen der Götterwürde oder doch der nächsten Ehre nach ihr teilhaftig zu werden. Ungemeine Sorge für das Vaterland, Verteidigung seiner Götter und Altäre, Einführung des Ackerbaues und des gesitteten Lebens, Stiftung von Heiligtümern, uneigennütziges Aufopfern ihrer selbst: das hatte jene Heroen ausgezeichnet, und so standen sie jedem freien Griechen als Muster vor Augen. Darin war ein fester Grund für die Moral gelegt. — Noch mehr Ethisches war in der Art, wie die Mysterien die Heroenlehre aufgefaßt hatten, wo, wenngleich unter sinnlichen Bildern von Feuerläuterung und dergleichen, doch der Zwiespalt im Menschen und der Sieg des Besseren in den Lebensläufen vaterländischer Helden ganz allgemein und im edelsten Sinne dargestellt ward. Es war damit eine religiöse Erziehung begründet, die von der entscheidendsten Lebensstufe an dem griechischen Manne die ehrwürdigen Gestalten einer höheren Welt beständig vorhielt. Ein Jeder hatte Heroenberuf. Jeder sollte werden, was diese Helden gewesen. Jede Seele war aus dem Orte der Götter, und die Rückkehr dahin sollte eines Jeden vornehmste Sorge sein. (Georg Friedr. Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, 1810/12.)

## DAS WELTGESICHT HESIODS.

Wir wollen hier nur einmal betrachten, wie der Sänger gleich in den ersten sechzehn Versen das, was man das Gerippe der Welt nennen kann, aufbaut. In der Mitte die weite große Erdfläche, darunter der Tartaros, darüber weit ausgespannt der Himmel. Daß dieser erst aus der Erde entsteht, während der Tartaros zugleich mit ihr da war, beruht auf dem allgemeinen Schöpfungsgesetze, das aus dem Dunkeln, Unbestimmten Helles und Bestimmtes hervorgehen läßt. Darum ist das Chaos das Urerste, das als die Grenze der Erscheinung immer fortbesteht; aus ihm geht hervor, was für den Sinn des Gesichts die Erscheinung beständig aufhebt, die obere und die untere Nacht, welche "Ερεβος (Erebos) heißt. Aus diesen beiden blüht aber wieder, nach jenem Hauptgesetze, Äther und Tag hervor, und es scheint dies, nach dem Verfolge der Erzählung zu schließen, die erste Wirkung des schönsten Gottes, des Allbezwingers Eros, welchen die alte Dichtung, wahrscheinlich Kultusanfänge benutzend, als das wahre Weltprinzip betrachtet. Dagegen zeugt die Erde ohne Liebe aus sich die Berge und den wogenschäumenden Pontos; wo man sich gewundert hat, wie die Erde hier das Meer hervorbringen könne, da sie ja erst hernach mit dem Himmel den Wassergott Okeanos erzeuge. Aber Pontos bedeutet das Salzmeer, das unfruchtbare, darum ohne Eros erzeugt; Hesiod denkt es sich aus den Bornen der Erde heraufstrudelnd (anders Homer), daher Uranos keinen Teil an dessen Erzeugung hat; Okeanos dagegen, der Vater des Süßwassers, von dem alle Ströme und Quellen und alle Ernährung kommt, muß ein durch Liebe erzeugtes Kind des Himmels und der Erde sein. (Karl Otrfr. Müller, Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie, 1825.)

## DER GÖTTERKRIEG.

Daraus, daß in den mythologischen Dichtungen die Giganten den Göttern entgegengesetzt werden, sieht man auch, daß die Alten den Göttern keine ungeheure Größe beilegte. Das Gebildete hatte bei ihnen immer den Vorzug vor der Masse, und die ungeheuren Wesen, welche die Phantasie sich schuf, entstanden nur, um von der in die hohe Menschenbildung eingehüllten Götterkraft besiegt zu werden und unter ihrer eigenen Unförmlichkeit zu erliegen. Gerade die Vermeidung des Ungeheuren, das edle Maß, wodurch allen ihren Bildungen die Grenzen vorgeschrieben wurden, ist ein Hauptzug in der schönen Kunst der Alten, und nicht umsonst dreht sich ihre Phantasie in den ältesten Dichtungen immer um die Vorstellung, daß das Unförmliche, Ungebildete, Unbegrenzte besiegt werden muß, ehe der Lauf der Dinge in sein Gleis kömmt. Die ganze Dichtung des Götterkrieges scheint sich mit auf diese Vorstellung zu gründen. Uranos oder die weitausgebreitete Himmelswölbung ließ sich noch unter keinem Bilde fassen; was die Phantasie sich dachte, war noch zu weit ausgebreitet, unförmlich und gestaltlos; dem Uranos wurden seine eigenen Erzeugungen furchtbar, seine Kinder, die Titanen, empörten sich gegen ihn, und sein Reich entschwand in Nacht und Dunkel. Der Name der Titanen zeigt schon das weit um sich Greifende, Grenzenlose in ihrem Wesen an, wodurch die Bildungen, welche sich die Phantasie von

ihnen macht, schwankend und unbestimmt werden. Die Phantasie flieht vor dem Grenzenlosen und Unbeschränkten; die neuen Götter siegen, das Reich der Titanen hört auf, und ihre Gestalten treten in Nebel zurück, wodurch sie nur noch schwach hervorschimmern.

An der Stelle des Titanen Helios oder des Sonnengottes steht der ewig junge Apoll mit Pfeil und Bogen. Unbestimmt und schwankend schimmert das Bild vom Helios durch, und die Phantasie verwechselt in den Werken der Dichtkunst oft beide miteinander. So steht an der Stelle des alten Oceanus Neptun mit seinem Dreizack und beherrscht die Fluten des Meeres.

Demohngeachtet aber bleiben die alten Gottheiten noch immer ehrwürdig, denn sie waren den neueren Göttern nicht etwa wie das Verderbliche und Hassenswürdige dem Wohltätigen und Guten entgegengesetzt, sondern Macht empörte sich gegen Macht, Macht siegte über Macht, und das Besiegte selbst blieb in seinem Sturze noch groß. (Karl Phil. Moritz, Götterlehre, 1791.)

### JUGEND DER GÖTTER.

Der Auszug der schönsten Formen wurde gleichsam zusammengeschmolzen, und aus diesem Inbegriffe erstand wie durch eine neue geistige Zeugung eine edlere Geburt, deren höchster Begriff eine immerwährende Jugend war, zu welcher notwendig die Betrachtung des Schönen führen mußte. Denn der Geist vernünftig denkender Wesen hat eine eingepflanzte Neigung und Begierde, sich über die Materie in die geistige Sphäre der Begriffe zu erheben, und dessen wahre Zufriedenheit ist die Hervorbringung neuer und verfeinerter Ideen. Die großen Künstler der Griechen, die sich gleichsam als neue Schöpfer anzusehen hatten, ob sie gleich weniger für den Verstand als für die Sinne arbeiteten, suchten den harten Gegenstand der Materie zu überwinden, und wenn es möglich gewesen wäre dieselbe zu begeistern: dieses edle Bestreben derselben auch in früheren Zeiten der Kunst gab Gelegenheit zu der Fabel von Pygmalions Statue. Denn durch ihre Hände wurden die Gegenstände heiliger Verehrung hervorgebracht, welche, um Ehrfurcht zu erwecken, Bilder von höheren Naturen genommen zu sein scheinen mußten. Zu diesen Bildern gaben die ersten Stifter der Religion, welches Dichter waren, die hohen Begriffe, und diese gaben der Einbildung Flügel, ihr Werk über sich selbst und über das Sinnliche zu erheben. Was konnte menschlichen Begriffen von sinnlichen Gottheiten würdiger und für die Einbildung reizender sein, als der Zustand einer ewigen Jugend und des Frühlings des Lebens, wovon uns selbst das Andenken in späteren Jahren fröhlich machen kann? Dieses war dem Begriffe von der Unveränderlichkeit des göttlichen Wesens gemäß, und ein schönes jugendliches Gewächs der Gottheit erweckte Zärtlichkeit und Liebe, welche die Seele in einen süßen Traum der Entzückung versetzen können, worin die menschliche Seligkeit besteht, die in allen Religionen gut oder übel verstanden gesucht worden. (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, 1776, Wiener Akad. Ausg.)

## GÖTTER UND HELDEN.

So wie nun die Alten stufenweise von der menschlichen Schönheit bis an die göttliche hinaufgestiegen waren: so blieb diese Staffel der Schönheit. Neben den Göttern stehen die Helden und Heldinnen aus der Fabel, und diese sowohl als jene waren den Künstlern Vorwürfe der Schönheit. In ihren Helden, das ist: in Menschen, denen das Altertum die höchste Würdigkeit unserer Natur gab, näherten sie sich bis an die Grenzen der Gottheit, ohne dieselben zu überschreiten und den sehr feinen Unterschied zu verwischen. Battus auf Münzen von Cyrene würde durch einen einzigen Blick zärtlicher Lust einen Bacchus und durch einen Zug von göttlicher Großheit einen Apollo abbilden können. Minos auf Münzen von Cnossus würde ohne einen stolzen königlichen Blick einem Jupiter voll Huld und Gnade ähnlich sehen. Will man nun die Staffel, die wir von den Göttern bis zu den Helden herabgestiegen sind, von diesen bis zu jenen wiederum hinaufsteigen auf eben die Art, wie aus Helden Götter entstanden sind: so geschieht dieses mehr durch Abnehmen als durch Zusetzen, das ist durch stufenweise Absonderung desjenigen, was eckicht und von der Natur selbst stark angedeutet worden, bis die Form dergestalt verfeinert wird, daß nur allein der Geist in derselben gewirkt zu haben scheint. (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, 1776, Wiener Akad. Ausg.)

## DIE OLYMPISCHEN GÖTTER.

Wir müssen das kunstvolle Gebäude der apollinischen Kultur gleichsam Stein um Stein abtragen, bis wir die Fundamente erblicken, auf die es begründet ist. Hier gewahren wir nun zuerst die herrlichen olympischen Göttergestalten, die auf den Giebeln dieses Gebäudes stehen und deren Taten, in weithin leuchtenden Reliefs dargestellt, seine Friese zieren. Wenn unter ihnen auch Apollo steht, als eine einzelne Gottheit neben anderen und ohne den Anspruch einer ersten Stellung, so dürfen wir uns dadurch nicht beirren lassen. Derselbe Trieb, der sich in Apollo versinnlichte, hat überhaupt jene ganze olympische Welt geboren, und in diesem Sinne darf uns Apollo als Vater derselben gelten. Welches war das ungeheure Bedürfnis, aus dem eine so leuchtende Gesellschaft olympischer Wesen entsprang?

Wer mit einer anderen Religion im Herzen an diese Olympier herantritt und nun nach sittlicher Höhe, ja Heiligkeit, nach unleiblicher Vergeistigung, nach erbarmungsvollen Liebesblicken bei ihnen sucht, der wird unmutig und enttäuscht ihnen bald den Rücken kehren müssen. Hier erinnert nichts an Askese, Geistigkeit und Pflicht: hier redet nur ein üppiges, ja triumphierendes Dasein zu uns, in dem alles Vorhandene vergöttlicht ist, gleichviel ob es gut oder böse ist. Und so mag der Beschauer recht betroffen vor diesem phantastischen Überschwang des Lebens stehen, um sich zu fragen, mit welchem Zaubersaft im Leibe diese übermütigen Menschen das Leben genossen haben mögen, daß, wohin sie sehen, Helena, das „in süßer Sinnlichkeit schwebende“ Idealbild ihrer eigenen Existenz, ihnen entgegenlacht. Diesem bereits rückwärts gewandten Beschauer müssen wir aber zurufen: „Geh nicht von

dannen, sondern höre erst, was die griechische Volksweisheit von diesem selben Leben aussagt, das sich hier mit so unerklärlicher Heiterkeit vor dir ausbreitet.“ Es geht die alte Sage, daß König Midas lange Zeit nach dem weisen Silen, dem Begleiter des Dionysos, im Walde gejagt habe, ohne ihn zu fangen. Als er ihm endlich in die Hände gefallen ist, fragt der König, was für den Menschen das Allerbeste und Allervorzüglichste sei. Starr und unbeweglich schweigt der Dämon, bis er, durch den König gezwungen, endlich unter gellem Lachen in diese Worte ausbricht: „Elendes Eintagsgeschlecht, des Zufalls Kinder und der Mühsal, was zwingst du mich, dir zu sagen, was nicht zu hören für dich das Ersprießlichste ist? Das Allerbeste ist für dich gänzlich unerreichbar: nicht geboren zu sein, nicht zu sein, Nichts zu sein. Das Zweitbeste aber ist für dich — bald zu sterben.“ Wie verhält sich zu dieser Volksweisheit die olympische Götterwelt? Wie die entzückungsreiche Vision des gefolterten Märtyrers zu seinen Peinigungen.

Jetzt öffnet sich uns gleichsam der olympische Zauberberg und zeigt uns seine Wurzeln. Der Grieche kannte und empfand die Schrecken und Entsetzlichkeiten des Daseins: um überhaupt leben zu können, mußte er vor sie hin die glänzende Traumgeburt der Olympischen stellen. Jenes ungeheure Mißtrauen gegen die titanischen Mächte der Natur, jene über allen Erkenntnissen erbarmungslos thronende Moira, jener Geier des großen Menschenfreundes Prometheus, jenes Schreckenslos des weisen Ödipus, jener Geschlechtsfluch der Atriden, der Orest zum Muttermorde zwingt, kurz jene ganze Philosophie des Waldgottes, samt ihren mythischen Exempeln, an der die schwermütigen Etrurier zugrunde gegangen sind — wurde von den Griechen durch jene künstlerische Mittelwelt der Olympier fortwährend von neuem überwunden, jedenfalls verhüllt und dem Anblick entzogen. Um leben zu können, mußten die Griechen diese Götter aus tiefster Nötigung schaffen: welchen Hergang wir uns wohl so vorzustellen haben, daß aus der ursprünglichen titanischen Götterordnung des Schreckens durch jenen apollinischen Schönheitstrieb in langsamen Übergängen die olympische Götterordnung der Freude entwickelt wurde: wie Rosen aus dornigem Gebüsch hervorbrechen. Wie anders hätte jenes so reizbar empfindende, so ungestüm begehrende, zum Leiden so einzig befähigte Volk das Dasein ertragen können, wenn ihm nicht dasselbe von einer höheren Glorie umflossen, in seinen Göttern gezeigt worden wäre. Derselbe Trieb, der die Kunst ins Leben ruft, als die zum Weiterleben verführende Ergänzung und Vollendung des Daseins, ließ auch die olympische Welt entstehen, in der sich der hellenische „Wille“ einen verklärenden Spiegel vorhielt. So rechtfertigen die Götter das Menschenleben, indem sie es selbst leben — die allein genügende Theodicee! Das Dasein unter dem hellen Sonnenscheine solcher Götter wird als das an sich Erstrebenswerte empfunden, und der eigentliche Schmerz der homerischen Menschen bezieht sich auf das Abscheiden aus ihm, vor allem auf das baldige Abscheiden: so daß man jetzt von ihnen mit Umkehrung der silenischen Weisheit sagen könnte, „das Allerschlimmste sei für sie, bald zu sterben, das Zweitschlimmste, überhaupt einmal zu sterben.“ — Wenn die Klage einmal ertönt, so klingt sie wieder vom kurzlebenden Achilles, von dem blättergleichen Wechsel und Wandel des Menschenges-

schlechts, von dem Untergang der Heroenzeit. Es ist des größten Helden nicht unwürdig, sich nach dem Weiterleben zu sehnen, sei es selbst als Tagelöhner. So ungestüm verlangt, auf der apollinischen Stufe, der „Wille“ nach diesem Dasein, so eins fühlt sich der homerische Mensch mit ihm, daß selbst die Klage zu seinem Preisliede wird. (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

## APOLLON.

Das erste Urbild des Apollo ist der Sonnenstrahl in ewigem Jugendglanze. Den hüllt die Menschenbildung in sich ein und hebt mit ihm zum Ideal der Schönheit sich empor, wo der Ausdruck der zerstörenden Macht selbst in die Harmonie der jugendlichen Züge sich verliert.

Die hohe Bildung des Apollo stellt die ewig junge Menschheit in sich dar, die gleich den Blättern auf den immergrünenden Bäumen nur durch den allmählichen Abfall und die Zerstörung des Verwelkten sich in ihrer immerwährenden Blüte und frischen Farbe erhält.

Der Gott der Schönheit und Jugend, den Saitenspiel und Gesang erfreut, trägt auch den Köcher auf seiner Schulter, spannt den silbernen Bogen und sendet zürnend seine Pfeile, daß sie verderbliche Seuchen bringen, oder er tötet auch mit sanftem Geschoß die Menschen.

Unter den Dichtungen der Alten ist diese eine der erhabensten und liebenswürdigsten, weil sie selbst den Begriff der Zerstörung, ohne davor zurückzubeugen, in den Begriff der Jugend und Schönheit wieder auflöst und auf diese Weise dem ganz Entgegengesetzten dennoch einen harmonischen Einklang gibt.

Daher scheint auch die bildende Kunst der Alten in der schönsten Darstellung vom Apollo, die unsere Zeiten noch besitzen, ein Ideal von Schönheit erreicht zu haben, die alles übrige in sich faßt, und deren Anblick wegen des unendlich Mannigfaltigen, was sie in sich begreift, die Seele mit Staunen erfüllt.

Apollo und Diana sind die verschwisterten Todesgötter, sie teilen sich in die Gattung; jener nimmt sich den Mann und diese das Weib zum Ziele, und wen das Alter beschleicht, den töten sie mit sanftem Pfeile, damit die Gattung sich in ewiger Jugend erhalte, während Bildung und Zerstörung immer gleichen Schritt hält. — —

Allein der jugendliche Gott des Todes zürnt nicht immer; der, dessen Pfeil verwundet, heilt auch wieder; er selbst wird unter dem Namen der Heilende mit einer Hand voll Kräuter abgebildet; auch zeugte er den sanften Äskulap, der Mittel für jeden Schmerz und jede Krankheit wußte, und selbst durch seine Kunst vom Tod erretten konnte.

Gleichwie nun in den wohltätigen und verderblichen Sonnenstrahlen und in der befruchtenden und Verwesung brütenden Sonnenwärme das Bildende mit dem Zerstörenden sich vereint, so war auch hier das Furchtbare mit dem Sanften in der Göttergestalt verknüpft, die jene Strahlen und jene Wärme als ihr erhabenes Urbild in sich faßte. Daher gibt diesen Trost ein Dichter aus dem Altertum, indem er das Gemüt zu sanfter Freude aufheitert: „Wenn

du jetzt trauern muß, so wird es nicht stets so sein! Nicht immer spannt Apollo den Bogen, zuweilen weckt er auch aufs neue wieder zum Saitenspiel die schweigende Muse!“ (Karl Phil. Moritz, Götterlehre, 1791.)

### APOLLONS GESCHICHTE UND KULT.

Der Gott der Sonne und des Lichtes: nur ist er freilich nicht die Sonne bloß als Erscheinung in dieser wandernden, am Himmel auf- und absteigenden Gestalt des Helios, sondern die Sonne ist nur die hervorragende Erscheinung der Naturkraft, welche unter allen griechischen Göttern vorzüglich dieser vertritt, der herrlichen, feierlichen, im erhabensten Sinne des Wortes göttlichen Natur des Lichtes, der siegreichen Feindin von allem Unholden und Widerwärtigen und der alldurchdringenden Ursache von allem Schönen und Harmonischen. Apoll ist der Lichtgott schlechthin, im Lichte geboren und im Lichte wohnend, und insofern die erhebendste, das Gemüt noch jetzt ergreifende Gestalt der griechischen Religion. Am nächsten verwandt ist er dem Zeus, der ja auch Lichtgott ist, und der Athena, nur daß diese beiden mehr die Macht des Äthers ausdrücken, und besonders Zeus die mit dem Himmel eng verbundenen atmosphärischen Wirkungen mit umfaßt, also auch mit der irdischen und sinnlichen Natur so viel mehr in Berührung tritt, dahingegen Apollons Charakter, namentlich der des pythischen Gottes, durchweg ein hochfeierlicher, ernster und würdiger bleibt, auch in seiner Liebe und in seinem Haß. Immer ist seine Gestalt von einer heiligen Würde und Majestät wie umflossen. Seine Mutter ist Leto, eine Göttin, welche in Griechenland neben ihren beiden Kindern Apollo und Artemis viel verehrt und als Gemahlin des Zeus gefeiert wird. Doch kann sie dieses nach althellenischer Tradition, welche nur Hera gelten läßt, nicht gewesen sein. Im Zusammenhange der Dichtung von der Geburt des Apoll und der Artemis ist ihre Bedeutung die der Nacht, aus welcher das Licht geboren wird. Von dem Gotte des Himmels befruchtet, gebiert sie den strahlenden Gott des Lichtes nach langem Kreißen und schweren Beängstigungen. Sie irrt förmlich im Kreise umher von Kreta nach Athen und an der griechischen Küste bis zum Athos, dann an der thrakischen und asiatischen, bis sie endlich in dem Mittelpunkte, wo die Radien dieses Kreises zusammenlaufen, den gesuchten Ort findet in Delos. Überall weist man sie zurück, weil man sich fürchtet vor dem gewaltigen Gott, den sie gebären werde. Endlich kommt sie nach Delos, der kleinen verrufenen, ganz unfruchtbaren Insel, die nichts zu bieten hat als hartes Gestein, Schalthiere und stinkende Robben, eine Zuflucht der Möwen und der Fischer. Delos läßt sich erst von Leto das Versprechen geben, daß ihr hehrer Sohn sie nicht wieder verlassen oder wohl gar in die wogende Meerflut hinausstoßen werde. Endlich erfolgt die Geburt. Neun Tage und neun Nächte dauern die Wehen, alle hilfreichen Göttinnen sind nahe, aber Hera, die eifersüchtige, läßt Eileithyia nicht vom Olymp. Da schicken die Göttinnen die Iris, um die Göttin der Entbindung zu holen, indem sie ihr ein prächtiges Halsband versprechen, eins von jenen wunderbar schönen Geschmeiden, die in den griechischen Sagen oft erwähnt werden. Sie kommt also, und nun kniet Leto auf dem Rasen



nieder, faßt die heilige Palme, und hervor aus ihrem Schoß springt der Gott des Lichtes, begrüßt von der dunklen Meeresflut, die sich im leisen Anhauch der Winde rings um die Insel emporhebt, und von dem lauten Jubel der Göttinnen. Gleich greift er nach Bogen und Kithar, und wie er dahinschreitet, der lichte Gott mit den wallenden Locken und den klingenden Pfeilen, strahlt ganz Delos von goldenem Glanze. Oder wie Kallimachos dieses Wunder schildert: heilige Schwäne kommen gezogen und ziehen ihre Kreise siebenmal um die Insel. Da wird Apollo geboren als das Kind des siebenten Monatstages, da singen die delischen Nymphen das heilige Lied der Eileithyia. Da war alles golden auf Delos, der ganze Boden der Insel und alle heiligen Stätten. Der siebente Tag war in allen Monaten dem Apollo heilig, weil Leto ihn am siebenten geboren.

Auf Apollons Geburt folgt die Stiftung seines Orakels zu Delphi und der Tod des Drachen Python, den er mit den ersten Pfeilen seines Bogens niederstreckte. Die Dichter beschreiben diesen Drachen als ein von der Erde geborenes Ungetüm, welches vom Gebirge und dem oberen Pleistostale in die fruchtbare Ebene von Krisa hinabkriechend die Felder verheert, die Nymphen verjagt, Menschen und Vieh würgt, die Bäche schlürft, die Berge in furchtbaren Windungen rings umkreist: ein schlangenartig gebildetes Ungeheuer, wie sie die Sagen aller Völker so oft schildern. Sobald Apollo bei Delphi erschien, hat er es gleich mit seinem Pfeil getötet und der Verwesung anheimgegeben. Auch erscholl nach diesem Kampfe zuerst das helle Lied des Sieges und des triumphierenden Lichtes, ἡ ἡ πανῶν, das seitdem von Ort zu Ort und von Jahr zu Jahr gesungen wurde, bis es für alle Welt zum gewöhnlichen Jubel des Sieges und alles höchsten Preises und Dankes geworden war: ursprünglich ein Kultuslied des apollinischen Dienstes.

Man feierte Apollo zu Delos und Milet auch zu Delphi als einen mit der bösen Jahreszeit in ferne Gegenden Abreisenden und bei Erneuerung des Jahres Wiederkehrenden und gab ihm dabei förmlich das Geleite mit sogenannten Entlassungsgesängen, wie man ihn im Frühjahr mit Einladungsgesängen wieder herbeirief. Zeus schmückt den Apollo nach seiner Geburt mit goldener Mitra und Lyra und gibt ihm einen Schwanenwagen, auf daß er ihn nach Delphi trage, wo er Prophet und Richter über alle Griechen sein soll. Aber die Schwäne eilen in die Heimat des Lichtes, zu den Hyperboreern, von wo die Delpher den Gott nun alljährlich, wenn der Sommer kommt, mit Pänen und schönen Chorgesängen herbeirufen. Auch heißt Apollo, nachdem er ein Jahr bei den Hyperboreern gewelt, seinen Schwänen, ihn nach Delphi zu führen, damit der heilige Dreifuß auch dort ertöne. Es sangen die Nachtigallen dem Gotte entgegen und die Schwalben und die Zikaden, alle nicht ihr eigenes Lied sondern von Apollo begeistert. Und auch die Flüsse fühlen dann seine Nähe und die Kastalia strömt mit silbernen Strömungen und der Kephissos rauscht in höheren Wogen. Mithin war den Griechen die lichte Jahreszeit des Frühlings und des Sommers eine Offenbarung und Rückkehr des Lichtgottes aus seiner hyperboreischen Heimat; daher Apollo dann überall mit festlichen Hekatomben und jubelnden Chorgesängen begrüßt wurde und auch seine Feste sämtlich in diese Jahreszeit fielen, nament-

lich an den beiden Hauptstätten seines Gottesdienstes, zu Delos und Delphi. Hier ertönte vom ersten Frühlinge bis zum Herbste Apollons Preis und der Pään, während in den drei Wintermonaten vielmehr der Dithyrambos und die Feier des leidenden Dionysos vorherrschte.

Auch erscheint Apoll als Versöhner und Erlöser in allen den Körper verzehrenden und den Geist umnebelnden Sünden und Schäden, sei es, daß natürliche Krankheit oder daß Verbrechen und Schuld zugrunde lag. Er ist in dieser Hinsicht ganz das Gegenteil jener dunklen Mächte des Schicksals und der Rache, die im Finstern wohnen und aus dem Finstern wirken, während Apoll, wie sein eignes Wesen Glanz und Klarheit ist, so auch alles Düstre und Böse mit seinem milden Lichte überstrahlt und nicht duldet, sondern die Mittel zur Heilung und zur Versöhnung findet. Am weitesten war in dieser Beziehung die Entwicklung des pythischen Gottesdienstes gediehen mit der zugrunde liegenden Tatsache des Kampfes mit dem Drachen: woraus sich eine bildliche Geschichte mit entsprechenden Gebräuchen gestaltet hatte, in welcher Apollo selbst die handelnde und leidende Person war. Er habe sich, so hieß es in dieser Sage, durch das vergossene Blut des Python verunreinigt gehabt, und deshalb fliehen und sich einer langen Buße unterziehen müssen. Und weil solche Buße ein sogenanntes großes Jahr oder eine Periode von acht vollen Jahren zu dauern pflegte, so wurde auch im Kultus diese Flucht und Buße alle acht Jahre um die Zeit der Pythien, wie es scheint, von neuem sinnbildlich aufgeführt, so daß er also immer von neuem als der lichte reine Gott, der Erlöser von allem Unreinen zurückkehrte. Der Tod des Drachen wurde dann förmlich aufgeführt, und ein Knabe, der den Apoll vorstellte, mußte gleich darauf fliehen, bis in die Gegend von Tempe, in dessen Lorbeerhainen Apollon selbst Reinigung gefunden und als Reiner sein Haupt zuerst mit dem Lorbeerkranze geschmückt hatte. So mußte auch jener Knabe dienstbar werden, bis die vorgeschriebene Zeit abgelaufen war, worauf er wie Apollon gereinigt und in feierlicher Prozession mit Daphnephorien, das heißt im Schmuck von Lorbeerzweigen und Lorbeerkränzen mit entsprechenden Liedern durch Thessalien und Delphi zurückgeführt wurde. (Ludw. Preller, Griechische Mythologie, 1854/55.)

## JUNO UND JUPITER.

Das verschlossene Bild der Juno Ludovisi stellt die Königin des Himmels dar, des höchsten Gottes Schwester und Gemahlin. Alle weibliche Majestät, Pracht und Größe ist in dies ruhige Antlitz gesenket. Sie hat nicht ihresgleichen, ihresgleichen kann sie nicht haben, die göttliche, königliche Juno. Besäßen wir vom Jupiter selbst ein Bild wie dieses!

Dennoch aber, ob uns gleich ein Phidiasbild vom höchsten Gott fehlet, ist sein Charakter in allen Vorstellungen merkbar, Macht, Weisheit und Güte in ein unsterbliches Haupt versammelt. Was sein Weib in stolzem Anstande zeigt, das ist er in ruhiger Würde: Vater der Götter, König des Himmels und mit seinem Stabe ein Hirt der Völker. Der Blitz in seiner Hand hat die Riesen zerschmettert und die Lüfte gereinigt; sein Blick hat den Elementen

Frieden geboten, darum feiern um seinen Thron Grazien und Horen unzertrennbare Reigentänze. Sein Haupthaar, dessen Wallen den Olymp erschüttert, fällt in ruhigen Locken nieder; sein Mund ist gütig und der Wink seines Augenbrauns verheißt dem Flehenden, der seine Knie berührt, väterlichen Beistand. Heil dem Gott der Götter! Er gebe seinen erstgeborenen Söhnen, was er hat und ist, mächtige Güte, gnädige Weisheit! (Joh. Gottfr. Herder, Zur schönen Literatur und Kunst, 1795.)

### APHRODITE.

Dir nahen wir uns, himmlische Aphrodite, unübertroffenes Ideal des weiblichen Liebreizes, einer sittlichen Schönheit. Aus der Welle des unruhigen Meeres stiegst du hervor, vom lauen Zephir getragen; da legten sich die Wellen; deine sittsame Gegenwart machte sie zum Spiegel der Lüfte. Bescheiden trocknetest du dein Haar und jeder fallende Tropfen deines irdischen Ursprunges ward ein Geschenk, eine Perle der Muschel, die dich wollüstig in ihrem Schoße wiegte. Du stiegst zum Olymp, und die Götter empfingen dich in deiner Gestalt: denn sie selbst war deine Hülle; die Grazie, mit der du dich durch und durch sichtbar, dem Auge unsichtbar zu machen weißt, diese in sich gehüllte Scham und Bescheidenheit ist dein Charakter. Auch auf dem häuslichen Altare der Griechen standest du nicht anders als unter diesem Bilde: denn nur Scham kann Liebe erwecken und zeugen. Es ist ein verfehelter Charakter, wenn Aphrodite zurückblickt oder sich mit Wohlgefälligkeit zeigt; ihre Schönheit ist die, daß sie, sich vor ihr selbst gleichsam und vor allem verbergend, Himmel und Erde entzückt, dem wegschlüpfenden Tautropfen einer jungen Rose ähnlich, in dem sich die anbrechende Morgenröte spiegelt. Das bedeutet ihr Apfel, das ihre Taube; dahin hat sie der Sinn der Griechen selbst mit ihrem zu kleinen Köpfchen und was man sonst an ihr tadelte, gedichtet. Bescheidenheit und eine kunstlose Scham, die selbst die höchste Kunst ist, sind und wecken den Liebreiz. Es gibt keine feinere Zunge dieser Wage. (Joh. Gottfr. Herder, Zur schönen Literatur und Kunst, 1795.)

### DIE NACHT UND DAS FATUM DAS ÜBER GÖTTER UND MENSCHEN HERRSCHT.

Als Jupiter einst auf den Gott des Schlafes erzürnt war, so hüllte diesen die Nacht in ihren Mantel, und Jupiter hielt seinen Zorn zurück, denn er fürchtete sich, die schnelle Nacht zu betrüben.

Es gibt also etwas, wovor die Götter selber Scheu tragen. Es ist das nächtliche geheimnisvolle Dunkel, worin sich noch etwas über Götter und Menschen Obwaltendes verhüllt, das die Begriffe der Sterblichen übersteigt.

Die Nacht verbirgt, verhüllt; darum ist sie die Mutter alles Schönen sowie alles Furchtbaren. Aus ihrem Schoße wird des Tages Glanz geboren, worin alle Bildungen sich entfalten. Und sie ist auch die Mutter: des in Dunkel gehüllten Schicksals; der unerbittlichen Parzen Lachesis, Klotho und Atropos;

der rächenden Nemesis, die verborgene Vergehungen straft; der Brüder Schlaf und Tod, wovon der eine die Menschen sanft und milde besucht, der andere aber ein eisernes Herz im Busen trägt. Sie ist ferner die Mutter der ganzen Schar der Träume; der fabelhaften Hesperiden, welche an den entferntesten Ufern des Ozeans die goldenen Früchte bewahren; des Betrugers, der sich in Dunkel hüllt; der hämischen Tadelsucht; des nagenden Kummers; der Mühe, welche das Ende herbeiwünscht; des Hungers; des verderblichen Krieges; der Zweideutigkeiten im Reden, und des Meineides.

Alle diese Geburten der Nacht sind dasjenige, was sich entweder dem Blick der Sterblichen entzieht, oder was die Phantasie selbst gern in nächtliches Dunkel hüllt. — —

Man sieht, wie die Alten das Dunkle und Furchtbare in reizende Bilder einkleideten, und wie sie demohngeachtet für das höchste Tragische empfänglich waren, indem sie sich unter dem von der Nacht geborenen unvermeidlichen Schicksal oder dem Fatum das Höhere Obwaltende dachten, dessen altes Reich und dessen dunkle Pläne weit außer dem menschlichen Gesichtskreise liegen, dessen Spuren man in dem vielfältigen Jammer las, der die Menschheit drückt, indem man das Unbekannte ahndete, unter dessen Macht die untergeordneten Kräfte sich beugen müssen, und ein wunderbares Gefallen selbst an der Darstellung schrecklicher Ereignisse und verwüstender Zerstörung fand, indem die Einbildungskraft mit Vergnügen sich in das Gebiet der Nacht und der öden Schattenwelt verirrte.

Demohngeachtet stellt sich uns in den schönen Dichtungen der Alten kein einziges ganz hassens- und verabscheuungswürdiges Wesen dar. Die unerbittlichen Parzen, welche die Nacht geboren hat, und selbst die rächerischen Furien, sind immer noch ein Gegenstand der Verehrung der Sterblichen.

Selbst die Sorgen und der drückende Kummer gehören in der Vorstellungsart der Alten mit zu dem Gebiete des dunkeln Obwaltenden, das die stolzen Wünsche der Sterblichen hemmt und dem Endlichen seine Grenzen vorschreibt.

Alle diese furchtbaren Dinge treten mit in der Reihe der Göttergestalten auf und werden nicht als ausgeschlossen gedacht, weil sie sich in dem notwendigen Zusammenhange der Dinge mit befinden.

Dieser notwendige Zusammenhang der Dinge oder die Notwendigkeit selber, welche die Griechen Eimarmene nannten, war eben jene in furchtbares Dunkel gehüllte Gottheit, welche mit unsichtbarem Szepter alle übrigen beherrschte und deren Dienerinnen die unerbittlichen Parzen waren.

Klotho hält den Rocken, Lachesis spinnt den Lebensfaden und Atropos mit der furchtbaren Schere schneidet ihn ab.

Die Parzen bezeichnen die furchtbare, schreckliche Macht, der selbst die Götter unterworfen sind, und sind doch weiblich und schön gebildet, spinnend und in den Gesang der Sirenen stimmend.

Alles ist leicht und zart bei der unbegrenzten höchsten Macht. Nichts Beschwerliches, Unbehilfliches findet hier mehr statt; aller Widerstand des Mächtigen erreicht auf diesem Gipfel seine Endschaft. (Karl Phil. Moritz, Götterlehre, 1791.)

## GESCHICHTE DES DIONYSOS UND SEIN KULT.

Ein Gott von sehr umfassender Bedeutung, dessen wesentliche Natur aber doch das Erdeleben betrifft, und zwar vorzugsweise das der vegetativen Schöpfungen, sofern sie saftige Frucht und feurige Wirkung zeigen. Doch ist der Weinstock und seine Traube nur die köstlichste seiner Gaben, keineswegs die einzige. Vielmehr bedeutet er den Saft und die Kraft des Erdelebens überhaupt, wie es sich in Busch und Wald, in quellenden Bergen, fruchttragenden Bäumen, feuchten Gründen offenbart, und der Weinstock ist wohl nur deshalb das Gewächs des Dionysos schlechthin, weil sich die eigentümliche Verschmelzung von Flüssigkeit und Feuer, von Erdfeuchte und Sonnenwärme in ethischer Übertragung von Weichheit und Mut, Üppigkeit und Kraft, die das ganze Wesen dieses Gottes durchdringt, in diesem Gewächs am sichtbarsten darstellte. Dionysos ist aller Jubel und aller Schmerz des vegetativen Erdelebens, im Frühlinge alles Jubels, wie es aus dem Feuchten heraus ins Grüne treibt, in Blüten und Früchten schwelgt, in den Strahlen der Sonne reift, bis es von ihr verzehrt wird, um im Winter dann wieder zu zergehen und in kalter Flut und finsternem Dunkel begraben das Äußerste selbst zu leiden und in der menschlichen Brust die verwandte Stimmung hervorzurufen.

Theben galt gewöhnlich für den Stammsitz des Gottes. Semele hieß seine Mutter, eine der berühmten Töchter des Kadmos: eine Personifikation des im Anhauche des Frühlings von Fruchtbarkeit schwellenden Erdbodens, wie es scheint. Semele wird geliebt von Zeus, dem befruchtenden Regengotte des Frühlings, läßt sich aber durch die eifersüchtige Hera verleiten, eine Erscheinung des Gottes in der vollen Majestät seiner Würde, das heißt mit Donner und Blitz zu fordern. Das darüber entsetzte, von den Flammen ergriffene Weib gebiert nun sterbend die unreife Frucht, welche auch von der Glut verzehrt worden wäre, wenn die Erde nicht kühlenden Efeu aus den Säulen des Saales hätte wachsen lassen, so daß das Knäblein dadurch geborgen wurde. Darauf nimmt es Zeus und näht es in seinen Schenkel ein und gebiert es aus diesem von neuem, nachdem die Stunde seiner Reife gekommen. Zeus übergibt den Knaben dem Hermes, der ihn den Nymphen von Nisa zur Auferziehung überbringt. Als Dionysos groß geworden, pflanzt er den Weinstock, berauscht sich und seine Ammen und die Dämonen des Waldes und was sich sonst zu ihm gesellt mit dem neuen Erdennektar und beginnt in rauschenden Zügen umherzuschwärmen voll süßer Lust und Trunkenheit. „Und als die Göttinnen ihn den Vielgepriesenen großgezogen hatten, siehe da schwärmte er umher in den bewaldeten Schluchten und Tälern mit Efeu und Lorbeer dicht bekränzt. Es folgten ihm die Nymphen, er aber eilte voran, und schallendes Toben erfüllte den weiten Wald.“

Zwei Gegenden waren es auf dem griechischen Festlande, welche sich einer ersten Mitteilung des Weinstocks rühmten, Ätolien und Attika. Die attischen Dionysien geben den besten Begriff von dem Charakter des einfacheren griechischen Dionysosdienstes, wobei zugleich zu beachten ist, daß sie größtenteils attisch-ionische Nationalfeste waren, die also nicht bloß in

Athen, sondern auch bei den Stammverwandten auf den Inseln und in Asien gefeiert wurden. Es sind teils die Erntefeste des Winters, teils die Frühlingsfeste des kommenden und zuletzt in seiner vollen Lust und Herrlichkeit eintretenden Frühlings. Die ältesten und ursprünglichsten Weinfeste waren die kleinen oder ländlichen Dionysien, welche man im Wintermonate Dezember auf dem Lande feierte, wo immer Wein gebaut und geerntet wurde. Es folgten um die Zeit des kürzesten Tages die Lenaeen, eine städtische Nachfeier und festlicher Abschluß der ländlichen Weinfeste bei dem sogenannten Lenaeon, das ist Kelterstätte, dem ältesten und angesehensten Heiligtume des Dionysos in Athen, welches im Stadtquartiere Limnae gleich unter dem großen Theater lag. Die Lenaeen waren vornehmlich Kelterfest, wo man des zuerst abfließenden süßen Mostes, den man Ambrosia nannte, genießend opferte und schmauste, sich und die Heiligtümer mit Efeu bekränzte. Nun folgten die Frühlingsfeste, das erste (im Februar) mit einer Lust, die noch zwischen den Gefühlen und Genüssen des Winters und denen des Frühlings geteilt war. Endlich die großen oder die städtischen Dionysien, welche im Monat März gefeiert wurden, das eigentliche Frühlingsfest. Ein Fest des Dionysos, als Befreiers von der Not des Winters und von allen Mühen und Sorgen. Zugleich das Fest, wo der attische Staat und seine reicheren Bürger die bedeutendsten Anstrengungen machten, um Lustbarkeiten und Kunstgenüsse zu schaffen, die zu dem Auserlesensten gehörten, was in Griechenland möglich war. So pflegten dann auch die Landbewohner, Bündner und Kolonisten samt vielen Fremden nach Athen zu eilen, um die Stadt des feinsten Geschmacks in ihrem höchsten Glanze zu sehen. Zuerst gab es eine feierliche Prozession, wo sich namentlich die Ritter von Athen zu zeigen pflegten. Ihre religiöse Bedeutung war die, daß man das alte Holzbild des Dionysos in der Umgebung von Satyrgehaltn von jenem Heiligtum im Quartier Limnae durch den Kerameikos (den Corso von Athen) zu einem anderen in der fruchtbaren Gegend der Akademie gelegenen Heiligtum geleitete. Dann wurden kyklische Knabenchöre aufgeführt und ein dionysischer Festzug mit Gesängen und Masken, deren lustige Gestalten aus attischen Vasenbildern bekannt sind. Alles in der prächtigsten und buntesten Ausstattung. Namentlich schallte aus diesem Festzuge der Dithyrambos hervor, und die berühmtesten Dichter pflegten dabei mit ihren Gedichten und musikalischen Kompositionen zu wetteifern. Von Pindar ist ein sehr schönes Bruchstück aus einem solchen für Athen gedichteten Dithyrambos leider in sehr verderbtem Zustande erhalten, wo alle Olympier aufgerufen werden, gegenwärtig zu sein, die Veilchenkränze und die Spenden des Frühlings zu empfangen und mit dem jubelnden Chore den efeubekränzten Gott des Tages zu feiern, den Bromios, den Gott des Jubels. „Das Kind des höchsten Vaters und der Kadmostochter zu singen sind wir gekommen. Jetzt ist die Zeit, ja ist die Zeit, wo man duftende Veilchensträuße auf die neuverjüngte Erde wirft, Rosen ins Haar flicht, und es tönen die Klänge der Lieder zur Flöte, es tönen die Chöre von der Semele, der reich geschmückten.“ Dennoch begann der höchste Glanz des Festes erst mit der Aufführung der Komödien, Tragödien und Satyrspiele, wahrscheinlich an drei hintereinanderfolgenden Tagen, mit besonderem Aufwande und mit

neuen, das heißt eigens zu diesem Feste bei früherer Konkurrenz der Dichter ausgewählten Stücken. Da war die Lust so groß, das Fest so herrlich, der Andrang von Bürgern und von Fremden so lebhaft, daß einer von diesen Tagen zugleich der gewöhnliche Ehrentag für bürgerliche Belohnungen war.

Auch die Inseln und Küsten des ägäischen Meeres, größtenteils dem Weinbau außerordentlich günstig, feierten neben Zeus und Apollon am meisten den Dionysos. Unter den Kykladen war es vorzüglich Naxos, die fruchtbarste von allen, von welcher Dionysos ganz Besitz ergriffen hatte. Auch das schöne Gedicht von dem Triumphe des Gottes über die räuberischen Tyrhener geht vorzüglich Naxos und die Inseln an. Die älteste Erzählung davon ist die eines homerischen Hymnus. Dionysos ist im Begriff von Ikaros nach Naxos zu fahren, ein schöner Jüngling, dunkel umlockten Hauptes und mit purpurnem Mantel. Da greifen ihn tyrrenische Seeräuber, schleppen ihn mit sich fort und binden ihn. Aber die Bande fallen ab, um die Segel spinnt sich die Weinrebe, Eppich umrankt den Mastbaum, die Bänke bekränzen sich, Dionysos wird zum Löwen, die Schiffer stürzen sich sinnlos ins Meer und werden zu Delphinen.

Ein ganz anderer Ton und Geist aber herrscht in den Dichtungen, die von den Leiden des Dionysos im Winter berichten, besonders wenn wir die ihnen entsprechenden religiösen Gebräuche mit ins Auge fassen. Dionysos ist dann ein verfolgter, gequälter, getöteter Gott. In Delphi, wo dieser Dionysos Zagreus mit nicht geringerem Eifer als Apollo verehrt wurde, zeigte man im Allerheiligsten des Tempels neben dem Dreifuße und einem goldenen Bilde des Apoll das Grab des Dionysos, an welchem die Vorsteher der Priesterschaft um die Zeit des kürzesten Tages geheime Opfer brachten. Denn man dachte sich, daß dieser Dionysos, nachdem er die mittlere Zeit in der Unterwelt zugebracht, immer ein Jahr um das andere von neuem geboren werde, oder man dachte sich ihn als einen Geflüchteten aber Wiederkehrenden, oder als einen Zerrissenen aber Wiederbelebten. In Thrakien, aber auch im eigentlichen Griechenland, war diese schwärmerische Dionysosfeier des Winters außerordentlich verbreitet. Dionysos kommt auf seinem Zuge durch die Welt von Lydien nach Theben, üppig und wohlgenut. Aber Pentheus, ein König von Theben, ist sein Feind, der ihn greift und seine schwärmenden Chöre stört, weshalb er ein furchtbares Ende nimmt. Wie er die geheime Feier der Mänaden belauscht, zu welchem Zwecke er auf eine Fichte steigt, wird er von seiner eigenen Mutter gesehen und für ein wildes Tier gehalten. Nun machen die rasenden Weiber Jagd auf ihn und zerreißen ihn: ein Zug, der sich auch sonst in den Dichtungen wiederholt, welche die tödlichen Wirkungen des Winters schildern, wie daran auch die Fichte erinnert. (Ludw. Preller, Griechische Mythologie 1854/55.)

#### EINUNG DES DIONYSOS MIT APOLLON.

„Titanenhaft“ und „barbarisch“ dünkte dem apollinischen Griechen auch die Wirkung, die das Dionysische erregte: ohne dabei sich verhehlen zu können, daß er selbst doch zugleich auch innerlich mit jenen gestürzten Titanen und Heroen verwandt sei. Ja, er mußte noch mehr empfinden: sein ganzes

Dasein, mit aller Schönheit und Mäßigung, ruhte auf einem verhüllten Untergrunde des Leidens und der Erkenntnis, der ihm wieder durch jenes Dionysische aufgedeckt wurde. Und siehe! Apollo konnte nicht ohne Dionysos leben! Das „Titanische“ und das „Barbarische“ ward zuletzt eine ebensolche Notwendigkeit wie das Apollinische! Und nun denken wir uns, wie in diese auf den Schein und die Mäßigung gebaute und künstlich gedämmte Welt der ekstatische Ton der Dionysosfeier in immer lockenderen Zauberweisen hineinklang, wie in diesen das ganze Übermaß der Natur in Lust, Leid und Erkenntnis bis zum durchdringenden Schrei laut wurde: denken wir uns, was diesem dämonischen Volksgesange gegenüber der psalmodierende Künstler des Apollo mit dem gespensterhaften Harfenklange bedeuten konnte! Die Musen der Künste des „Scheins“ verblaßten vor einer Kunst, die in ihrem Rausche die Wahrheit sprach, die Weisheit des Silen rief Wehe! Wehe! aus gegen die heiteren Olympier. Das Individuum mit allen seinen Grenzen und Maßen ging hier in der Selbstvergessenheit der dionysischen Zustände unter und vergaß die apollinischen Satzungen. Das Übermaß enthüllte sich als Wahrheit, der Widerspruch, die aus Schmerzen geborene Wonne, sprach von sich aus dem Herzen der Natur heraus. Und so war überall dort, wo das Dionysische durchdrang, das Apollinische aufgehoben und vernichtet. Aber ebenso gewiß ist, daß dort, wo der erste Ansturm ausgehalten wurde, das Ansehen und die Majestät des delphischen Gottes starrer und drohender als je sich äußerte. Ich vermag nämlich den dorischen Staat und die dorische Kunst mir nur als ein fortgesetztes Kriegslager des Apollinischen zu erklären: nur in einem unausgesetzten Widerstreben gegen das titanisch-barbarische Wesen des Dionysischen konnte eine so trotzig-spröde, mit Bollwerken umschlossene Kunst, eine so kriegsgemäße und herbe Erziehung, ein so grausames und rücksichtsloses Staatswesen von längerer Dauer sein.

Bis zu diesem Punkte ist des weiteren ausgeführt worden, was ich am Eingang dieser Abhandlung bemerkte: wie das Dionysische und das Apollinische, in immer neuen aufeinander folgenden Geburten und sich gegenseitig steigernd, das hellenische Wesen beherrscht haben: wie aus dem „erzenen“ Zeitalter, mit seinen Titanenkämpfen und seiner herben Volksphilosophie, sich unter dem Walten des apollinischen Schönheitstriebes die homerische Welt entwickelt, wie diese „naive“ Herrlichkeit wieder von dem einbrechenden Strome des Dionysischen verschlungen wird, und wie dieser neuen Macht gegenüber sich das Apollinische zur starren Majestät der dorischen Kunst und Weltbetrachtung erhebt. Wenn auf diese Weise die ältere hellenische Geschichte im Kampf jener zwei feindseligen Prinzipien in vier große Kunststufen zerfällt: so sind wir jetzt gedrängt, weiter nach dem letzten Plane dieses Werdens und Treibens zu fragen, falls uns nicht etwa die letzterreichte Periode, die der dorischen Kunst, als die Spitze und Absicht jener Kunsttriebe gelten sollte: und hier bietet sich unseren Blicken das erhabene und hochgepriesene Kunstwerk der attischen Tragödie und des dramatischen Dithyrambus als das gemeinsame Ziel beider Triebe, deren geheimnisvolles Ehebündnis, nach langem vorhergehenden Kampfe, sich in einem solchen Kinde — das zugleich Antigone und Kassandra ist — verherrlicht hat. — —



Wenn einer einmal, sei es auch im Traume, in eine althellenische Existenz sich zurückversetzt fühlte: im Wandeln unter hohen ionischen Säulengängen, aufwärtsblickend zu einem Horizont, der durch reine und edle Linien abgeschnitten ist, neben sich Widerspiegelungen seiner verklärten Gestalt in leuchtendem Marmor, rings um sich feierlich schreitende oder zart bewegte Menschen, mit harmonisch tönenden Lauten und rhythmischer Gebärdensprache — würde er nicht bei diesem fortwährenden Einströmen der Schönheit zu Apollo die Hand erhebend ausrufen müssen: „Seliges Volk der Hellenen! wie groß muß unter euch Dionysos sein, wenn der delische Gott solche Zauber für nötig hält, um euren dithyrambischen Wahnsinn zu heilen!“ — Einem so Gestimmten dürfte aber ein greiser Athener, mit dem erhabenen Auge des Äschylus zu ihm aufblickend, entgegen: „Sage aber auch dies, du wunderlicher Fremdling, wieviel mußte dies Volk leiden, um so schön werden zu können! Jetzt aber folge mir zur Tragödie und opfere mit mir im Tempel beider Gottheiten!“ (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

### APOLLON UND DIE TRAGÖDIE.

Wir können bei einigem Nachdenken in unserer Kunst keinen Schritt tun, ohne auf den Zusammenhang derselben mit der Kunst der Griechen zu treffen. In Wahrheit ist unsere moderne Kunst nur ein Glied in der Kette der Kunstentwicklung des gesamten Europa, und diese nimmt ihren Ausgang von den Griechen.

Der griechische Geist, wie er sich zu seiner Blütezeit in Staat und Kunst zu erkennen gab, fand, nachdem er die rohe Naturreligion der asiatischen Heimat überwunden und den schönen und starken freien Menschen auf die Spitze seines religiösen Bewußtseins gestellt hatte, seinen entsprechendsten Ausdruck in Apollon, dem eigentlichen Haupt- und Nationalgotte der hellenischen Stämme.

Apollon, der den chaotischen Drachen Python erlegt, die eitlen Söhne der prahlerischen Niobe mit seinen tödlichen Geschossen vernichtet hatte, der durch seine Priesterin zu Delphi den Fragenden das Urgesetz griechischen Geistes und Wesens verkündete, und so dem in leidenschaftlicher Handlung Begriffenen den ruhigen, ungetrübten Spiegel seiner innersten, unwandelbar griechischen Natur vorhielt: Apollon war der Vollstrecker von Zeus' Willen auf der griechischen Erde, er war das griechische Volk.

Nicht den weichlichen Musentänzer, wie ihn uns die spätere üppigere Kunst der Bildhauerei allein überliefert hat, haben wir uns zur Blütezeit des griechischen Geistes unter Apollon zu denken; sondern mit den Zügen heitern Ernstes, schön aber stark, kannte ihn der große Tragiker Aischylos. So lernte ihn die spartanische Jugend kennen, wenn sie den schlanken Leib durch Tanzen und Ringen zu Anmut und Stärke entwickelte, wenn der Jüngling in die Reihen der Genossen trat, bei denen er keinen andern Anspruch geltend zu machen hatte, als den seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit, in denen allein seine Macht, sein Reichtum lag. So sah ihn der Athener, wenn alle Triebe seines schönen Leibes, seines rastlosen Geistes ihn zur Wiedergeburt seines eigenen

Wesens durch den idealen Ausdruck der Kunst hindrängten, wenn die Stimme, voll und tönend, zum Chorgesang sich erhob, um zugleich des Gottes Taten zu singen und den Tänzern den schwungvollen Takt zu dem Tanze zu geben, der in anmutiger und kühner Bewegung jene Taten selbst darstellte, wenn er auf harmonisch geordneten Säulen das edle Dach wölbte, die weiten Halbkreise des Amphitheaters übereinander reihte und die sinnigen Anordnungen der Schaubühne entwarf. Und so sah ihn, den herrlichen Gott, der von Dionysos begeisterte tragische Dichter, wenn er allen Elementen der üppig aus dem schönsten menschlichen Leben, ohne Geheiß, von selbst und aus innerer Naturnotwendigkeit aufgesproßten Künste, das kühne bindende Wort, die erhabene dichterische Absicht zuwies, die sie alle wie in einem Brennpunkt vereinigte, um das höchste erdenkliche Kunstwerk, das Drama, hervorzubringen.

Die Taten der Götter und Menschen, ihre Leiden, ihre Wonnen, wie sie ernst und heiter als ewiger Rhythmus, als ewige Harmonie aller Bewegung, alles Daseins in dem hohen Wesen Apollons verkündet lagen, hier wurden sie wirklich und wahr; denn alles, was sich in ihnen bewegte und lebte, wie es im Zuschauer sich bewegte und lebte, hier fand es seinen vollendetsten Ausdruck, wo Auge und Ohr, wie Geist und Herz, lebendig und wirklich alles erfaßten und vernahmen, alles leiblich und geistig wahrhaftig sahen, was die Einbildung sich nicht mehr nur vorzustellen brauchte. Solch ein Tragödientag war ein Gottesfest, denn hier sprach der Gott sich deutlich und vernehmbar aus: der Dichter war sein hoher Priester, der wirklich und leibhaftig in seinem Kunstwerk darinnen stand, die Reigen der Tänzer führte, die Stimme zum Chor erhob und in tönenden Worten die Sprüche göttlichen Wissens verkündete. (Richard Wagner, Die Kunst und die Revolution, 1849.)

#### DIONYSOS.

Entweder durch den Einfluß des narkotischen Getränkes, von dem alle ursprünglichen Menschen und Völker in Hymnen sprechen, oder bei dem gewaltigen, die ganze Natur lustvoll durchdringenden Nahen des Frühlings erwachen jene dionysischen Regungen, in deren Steigerung das Subjektive zu völliger Selbstvergessenheit hinschwindet. Auch im deutschen Mittelalter wälzten sich unter der gleichen dionysischen Gewalt immer wachsende Scharen, singend und tanzend, von Ort zu Ort: in diesen St. Johann- und St. Veittänzern erkennen wir die bacchischen Chöre der Griechen wieder mit ihrer Vorgeschichte in Kleinasien bis hin zu Babylon und den orgiastischen Sakäen. Es gibt Menschen, die aus Mangel an Erfahrung oder aus Stumpfsinn sich von solchen Erscheinungen wie von „Volkskrankheiten“ spöttisch oder bedauernd im Gefühl der eigenen Gesundheit abwenden: die Armen ahnen freilich nicht, wie leichenfarbig und gespenstisch eben diese ihre „Gesundheit“ sich ausnimmt, wenn an ihnen das glühende Leben dionysischer Schwärmer vorüberbraust.

Unter dem Zauber des Dionysischen schließt sich nicht nur der Bund zwischen Mensch und Mensch wieder zusammen, auch die entfremdete, feindliche

oder unterjochte Natur feiert wieder ihr Versöhnungsfest mit ihrem verlorenen Sohne, dem Menschen. Freiwillig beut die Erde ihre Gaben, und friedfertig nahen die Raubtiere der Felsen und der Wüste. Mit Blumen und Kränzen ist der Wagen des Dionysos überschüttet: unter seinem Joche schreiten Panther und Tiger. Man verwandele das Beethovensche Jubellied der „Freude“ in ein Gemälde und bleibe mit seiner Einbildungskraft nicht zurück, wenn die Millionen schauer- voll in den Staub sinken: so kann man sich dem Dionysischen nähern. Jetzt ist der Sklave freier Mann, jetzt zerbrechen alle die starren feindseligen Ab- grenzungen, die Not, Willkür oder „freche Mode“ zwischen den Menschen fest- gesetzt haben. Jetzt, bei dem Evangelium der Weltenharmonie, fühlt sich jeder mit seinem Nächsten nicht nur vereinigt, versöhnt, verschmolzen, son- dern eins, als ob der Schleier der Maja zerrissen wäre und nur noch in Fetzen vor dem geheimnisvollen Ur-Einen herumflattere. Singend und tanzend äußert sich der Mensch als Mitglied einer höheren Gemeinsamkeit: er hat das Gehen und Sprechen verlernt und ist auf dem Wege, tanzend in Lüfte empor- zufliegen. Aus seinen Gebärden spricht die Verzauberung. Wie jetzt die Tiere reden und die Erde Milch und Honig gibt, so tönt auch aus ihm etwas Übernatürliches: als Gott fühlt er sich, er selbst wandelt jetzt so verzückt und erhoben, wie er die Götter im Traume wandeln sah. Der Mensch ist nicht mehr Künstler, er ist Kunstwerk geworden: die Kunstgewalt der ganzen Natur, zur höchsten Wonnebefriedigung des Ur-Einen, offenbart sich hier unter den Schauern des Rausches. Der edelste Ton, der kostbarste Marmor wird hier geknetet und behauen, der Mensch, und zu den Meißelschlägen des dio- nysischen Weltenkünstlers tönt der eleusinische Mysterienruf: „Ihr stürzt nieder, Millionen? Ahnest du den Schöpfer, Welt?“ (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

### SAMOTHRAKE.

Im Norden des ägäischen Meeres erhebt sich die samothrakische Insel, von Anfang, wie es scheint, Samos genannt, darauf zum Unterschied von der joni- schen und wegen der Nähe Thrakiens, die thrakische. Erdkundige des Alter- tums schon vermuteten große Naturerschütterungen, die diese Gegenden noch zu Menschenzeiten betroffen. Es sei, daß durch bloße Anschwellung gehoben, die Wasser des euxinischen Meeres erst die thrakische Meerenge dann den Hellespontus durchbrochen oder daß die Gewalt eines unterirdischen Feuers den Stand der Gewässer verändert: die ältesten samothrakischen Erzählungen, die durch aufgezeigte Denkmäler in Erinnerungen sich verwandelten, erhielten eine Kunde dieser Ereignisse, und bis in jene Zeiten hinauf rückten sie die Verehrung und den Schutz der vaterländischen Götter. Die Schrecken dieser Erinnerungen wurden erhöht durch die stets gegenwärtigen Schauer einer großen und mächtigen Natur; von Wäldern bedeckt, bildete das fast unzugängliche Eiland nur ein zusammenhängendes Gebirg, von dessen höchstem Gipfel während des Kampfs um Troja Poseidon die ganze Bergkette des Ida, des Priamos Stadt und der Danaer Schiffe überschaut. Dort ward in unbestimm- barer Vorzeit ein geheimnisvoller Götterdienst gestiftet, und wenn die viel-

reiche jonische Samos des göttlich geachteten Mannes sich rühmt, der zuerst einen höhere Menschlichkeit beabsichtigenden Bund eronnen, so ist die unansehnliche Samos Thrakiens herrlicher in der Geschichte der Menschheit durch den Dienst der Kabiren, den ältesten des ganzen Griechenlandes, der mit dem ersten Licht höheren und besseren Wissens in diesen Gegenden aufging, und der nicht eher als zugleich mit dem alten Glauben selbst untergegangen scheint. Aus den Wäldern Samothrakiens erhielt Griechenland mit der geheimen Göttergeschichte zuerst den Glauben an ein zukünftiges Leben. Besser und für das Leben wie für den Tod fröhlicher wurden nach allgemeiner Überzeugung die dort Eingeweihten. Eine Zuflucht des Unglücks, ja des Verbrechens, soweit es durch Bekenntnis und Entsündigungen versöhnt werden mochte, hielt in Zeiten früherer und späterer Wildheit samothrakischer Gebrauch menschliches Gefühl aufrecht. Kein Wunder, daß der Name der heiligen Insel mit allem verwebt wurde, was die ältesten Geschichten Ehrwürdiges und Ruhmvolles aufbewahrten. Jasion und Dardanus, Orpheus und die Argonauten, Herkules auch und Ulysses, sollen teils den geheimen Dienst dort geordnet teils die Weißen empfangen haben. Den Pythagoras nennt eine weder unwahrscheinliche noch unwichtige Nachricht unter denen, die Weisheit dort suchten und fanden. Bei den kabirischen Orgien sahen sich zuerst der makedonische Philipp und noch Kind die Mutter des großen Alexander, Olympias, vielleicht nicht ohne Einfluß auf das künftige Schicksal ihres Sohnes. Plutarch erwähnt ausdrücklich, daß diese Frau ihr ganzes Leben der orphischen und bacchischen Begeisterung ergeben gewesen. — — Ich weiß nicht, ob die Vermutung schon geäußert worden, daß dieser von der Mutter auf den Sohn ihm unbewußt übertragene dionysische Anhauch es war, der den trunkenen Jüngling über den Indus führte. — — Selbst der Römer Herrschaft schonte der Freiheit und alten, wie es scheint, theokratischen Verfassung Samothrakes; dort suchte seines Reiches beraubt der letzte makedonische König eine Freistatt, aus der ihn nicht Gewalt der schon übermütig herrschenden Römer, sondern die Heiligkeit des Ortes selbst und der am eigenen Feldherrn verübte Mord austrieb. Dort hätte, wenn nicht durch Nordstürme zurückgetrieben, kurz vor seinem Ende noch der edle Germanicus die Weißen empfangen. Schriftsteller aus späterer Kaiserzeit erwähnen der samothrakischen Heiligtümer im Genuß fortdauernder Verehrung, und wenn auch nicht in noch bestehenden heiligen Gebräuchen der Altertumsforscher Züge aus dem Bild des alten samothrakischen Dienstes zu erblicken meinte, so würde man anderen Spuren zufolge seine Fortdauer bis zum Ende des zweiten, ja wohl bis ins dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verfolgen können. (Fr. W. Jos. Schelling, Über die Gottheiten von Samothrake, 1815.)

## VESTA.

So wie Vulkan die zerstörende und auch die bildende Flamme, das verzehrende Feuer und die alles schmelzende Glut bezeichnet: so ist der Vesta höheres Urbild das heilige glühende Leben der Natur, das unsichtbar mit sanfter Wärme durch alle Wesen sich verbreitet.

Es ist die reine Flamme in dem keuschen Busen der hohen Himmelsgöttin, welche als ein erhabenes Sinnbild auf dem Altar der Vesta loderte, und wenn sie erloschen war nur durch den elektrischen, durch Reibung hervorgelockten Funken sich wieder entzünden durfte.

Unter diesem hohen Sinnbilde wurde das umgebende Ganze selber in seinem geheimsten Mittelpunkte verehrt, wo Gestalt und Bildung aufhörte, und der runde, umwölbende Tempel mit dem Altar und der darauf lodernen Flamme selbst das Bild der innewohnenden Gottheit war.

Dieser uralte Gottesdienst verflocht sich auch in das schöne häusliche Leben der Alten: man dankte der Vesta jede wohltätige Wirkung des Feuers, die auf Erhaltung und Ernährung abzweckt. Sie war es, welche die Menschen lehrte, sich auf dem heiligen Herde die nährenden Kost zu bereiten.

Auch das Häuserbauen lehrte Vesta die Menschen, und so wie das umgebende Ganze selber ihr Tempel war, so war auch die schützende Umgebung des Menschen ihr wohltätiges Werk, das ihr die Sterblichen dankten; denn der Eintritt zu jeglichem Hause und der Vorhof waren ihr heilig.

Es war ein reines, dankbares Gefühl bei den Alten, wodurch sie jede einzelne Wohltat der Natur unter irgendeinem bezeichnenden Sinnbilde besonders anerkannten; es war eine schöne Idee, der heiligen Flamme, welche wohltätig dem Menschen dient, gleichsam wieder zu pflegen, und unbefleckte Jungfrauen, als die heiligen Priesterinnen, ihrem immerwährenden Dienste zu weihen.

Für das Feuer, welches allenthalben den Menschen nützt, gab es auch einen Fleck, wo es nie durch den Gebrauch zu menschlichem Bedürfnis herabgezogen stets um seiner selbst willen loderte und die Ehrfurcht der Sterblichen auf sich zog.

Wenn die Kunst der Alten es wagte, die Vesta abzubilden, so trug die geheimnisvolle Göttin eine Fackel in der Hand, aber der keusche Schleier hüllte dennoch ihre Bildung ein. (Karl Phil. Moritz, Götterlehre, 1791.)

## DIE RÖMER UND IHRE GÖTTER.

Man war bisher gewöhnt, vorzüglich Staats- und Rechtsleben des römischen Volkes in den Vordergrund zu stellen und seine kriegerische Tapferkeit zu preisen. Dadurch ist geschehen, daß man oft die tiefere Grundlage des römischen Charakters unbeachtet ließ, das lebendige Abhängigkeitsgefühl von der Macht der Götter. Mit den Göttern und durch die Götter ist die ewige Stadt gegründet worden. Nicht nur in außerordentlichen Zeiten haben sie ihren Willen dem römischen Volke kundgetan, sondern sie stehen in jedem Augenblick mit ihrer Hilfe nahe. Durch die Sprache der Seher und Priester, durch Wunder und Zeichen, durch die ganze belebte und unbelebte Natur haben sie Rat und Warnung ausgesprochen oder durch schwere Strafen ihren Zorn verkündet. Dieser innige Verband wurde durch die göttliche Abstammung des erlauchtesten Geschlechts vermittelt und blieb durch verborgene Wissenschaft dem römischen Volke gesichert. Denn nicht mühelos wird die göttliche Offenbarung dem Menschen kund, und nur die Weisheit vermag das

ewige Geheimnis zu ergründen. Aber diese Wissenschaft erbt durch heilige Weihe von Geschlecht auf Geschlecht und blieb dem Volke als ein köstliches Eigentum bewahrt bis in die fernste Zeit. In diesem Glauben sind die großen Taten der früheren Jahrhunderte vollbracht, in diesem Glauben sind die Decier den Heldentod gestorben, und dadurch erschien der ältere Scipio seinem Jahrhundert als ein Wesen höherer Art. Und wo frecher Übermut sich dieser Vorstellungsweise entäußern wollte, da hat Unglück und Mißgeschick die Frevler betroffen, und Claudius hat die Verachtung der Götter bei Drepanum schwer gebüßt, Flaminius den törichten Übermut mit seinem Leben beim Trasimenischen See bezahlt. Mochte Ennius durch Übertragung der Schriften des Euhemeros bei den Gebildeten neologische Grundsätze verbreiten, mochte Cato in der Auguraldisziplin nichts als Possenspiel und Priesterbetrug erblicken, mochte das Eindringen griechischer Philosophie mehr und mehr das einfache Nationalgefühl verwirren, die Staatsformen, welche der Glaube der Vorfahren geschaffen hatte, bestanden fort, selbst nachdem der Unglaube als ein Vorzug der neueren Bildung betrachtet wurde. Und wie unvertilgbar in den Gemütern des Volkes jener Glaube gewurzelt hatte, das beweist noch beim Untergang der Freiheit die Vergötterung des julischen Geschlechts. Diese Überzeugung hat Cicero geleitet, wo er sagt: Zuerst hat Romulus, der Gründer dieser Stadt, nicht nur nach dem Rat der Götter, wie überliefert wird, die Stadt erbaut, sondern ist auch selbst der beste Weissager gewesen. Auch die übrigen Könige haben die Weissager zu Rate gezogen, und nach der Vertreibung der Könige ist nichts im Staate, ohne den Rat der Götter einzuholen, weder daheim noch im Felde, vollbracht worden. Ja, damit kein Mittel, die Zukunft zu erforschen, unbeachtet blieb, haben sie die ganze Lehre der Opferbeschauer aus Etrurien entlehnt, weil sie ihre Wichtigkeit erkannt, sowohl zur Beratung und um günstige Zeichen zu erhalten, als um wunderbare Erscheinungen zu deuten und zu sühnen. (Joh. Jak. Bachofen und Franz Doroth. Gerlach, Römische Geschichte, 1851.)